Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 28. 7. 1935 | Nr. 30

Im Deutschlandlager der HJ.

Reichsminister Dr. Frick besuchte in Begleitung des Stellvertreters des Reichsjugendführers, Stabsführer Hartmann-Lauterbacher, Majors Liepold und des Landrats des Kreises Ostpriegnitz, SS-Oberführer Graf Wedel, das Deutschlandlager der HJ in Kuhlmühle bei Reinsberg.

Am Eingang des Lagers begrüßte der Leiter des Deutschlandlagers, Oberbannführer Minke, den Reichsminister und seine Begleitung. Dr. Frick schritt die Front der Ehrengefolgschaft der Hitlerjugend ab, wobei er bei den einzelnen Jungen in längerer Unterhaltung verweilte. Nach der Besichtigung einer Lagerabteilung — im ganzen sind vier Lagerabteilungen und ein besonderes Lager der Marine-HJ vorhanden — bestieg der Minister den Kommandoturm des Deutschlandlagers, zu dessen beiden Seiten die Fahnen des Reiches und der 51 im Lager vertretenen europäischen und außereuropäischen Staaten wehen. Dr. Frick besichtigte alle Lagerabteilungen und nahm am Mittagessen aus der Lagerküche teil. Das Lazarett des Deutschlandlagers und die Sanitäts- und Verpflegungswagen des Hilfszuges Bayern, dem die Verpflegung und gemeinsam mit HJ-Ärzten auch die gesundheitliche Betreuung der Lagerteilnehmer obliegt, wurden besucht.

Auf dem großen Thingplatz,

der mit den Fahnen des neuen Deutschland und mit Fahnen und Wimpeln der auslandsdeutschen Jugend geschmückt war, eröffnete Stabsführer Hartmann-Lauterbacher dann eine Feierstunde und begrüßte im Namen des Reichsjugendführers Reichsminister Dr. Frick im Deutschlandlager 1935.

Reichsminister Dr. Frick.

sprach dann zur Jugend. Er wies darauf hin, daß der Aufenthalt in diesem schönen märkischen Lager einer körperlichen Ertüchtigung diene und daß die Jugend hier Erholung finden solle, nach der Arbeit in Schule oder Werkstatt. Über der körperlichen Ertüchtigung solle aber die geistige Schulung nicht vergessen werden, die mindestens ebenso wichtig sei. **Diese Schulung bestehe vor allem darin, den Geist der Volksgemeinschaft zu erfassen, den Geist der Kameradschaftlichkeit, der sie durch ihr ganzes Leben geleiten werde. Alle Gegensätze sozialer, konfessioneller oder sonstiger Art, so führte Dr. Frick zu den begeistert zuhörenden Jungen aus, sollen durch das Gemeinschaftsleben und Euren Kameradschaftssinn verschwinden. Das ist die Schulung, die Euch die Staatsjugend, die Hitlerjugend, hier in diesem Lager mit auf den Weg gibt fürs ganze Leben.**

Der größte deutsche Fehler, so fuhr er fort, das Erzübel der Deutschen ist immer

die nationale Zerrissenheit

gewesen. Diese Feindschaft verschiedener deutscher Stämme, wie sie uns schon Tacitus überliefert hat, wurde fortgesetzt durch das ganze Mittelalter, der Kampf zwischen weltlicher und geistlicher Macht, dann die unheilvollen konfessionellen Gegensätze, die in Verfolg der Reformation in das deutsche Volk getragen worden sind. All das, liebe deutsche Jungen, wollen und müssen wir ein für allemal überwinden, damit wir als ein großes starkes Volk, das in seiner exponierten Lage im Herzen Europas hier einen schweren Lebenskampf zu bestehen hat, siegreich und erfolgreich bestehen können. Es ist das große Werk unseres Führers Adolf Hitler, daß er diese Gegensätze überwunden hat. Heute steht das deutsche Volk in einer Geschlossenheit da, wie wir es niemals in der deutschen Geschichte erlebt haben. Das ist es, was Ihr auch hier aus diesem Lagerleben mit nach Hause nehmen sollt, dieses Gefühl der deutschen Volksgemeinschaft, der absoluten Kameradschaftlichkeit, des Zusammenstehens und des Zusammenhaltens, komme was was kommen mag. Wenn Körperertüchtigung und Geistesschulung die Ziele sind, die allen Lagern der Hitlerjugend gemeinsam sind, so ist hier in diesem Deutschlandlager noch etwas ganz besonderes vorhanden: zum ersten Mal ist es gelungen, deutsche Jungen aus aller Welt wieder zusammenzuführen in der Gemeinschaft des Deutschlandlagers.

Es war ein ausgezeichneter Gedanke der Reichsjugendführung, hier ein Deutschlandlager zu schaffen, wo nicht nur die Jugend aus dem Reich, sondern darüber hinaus auch die deutsche Jugend aus der ganzen Welt sich zusammengefunden hat, um dieses gewaltige Erlebnis im neuen Deutschland zu teilen. Ihr kommt aus Übersee, aus allen Teilen der Welt habt Ihr Euch hier zusammengefunden und tauscht nun Eure gegenseitigen Erfahrungen und Erlebnisse aus, und daraus allein schon wächst ein tiefes Zusammengehörigkeitsgefühl aller Deutschen. Gewiß, politisch sind wir getrennt in verschiedene Staaten, und jeder Deutsche, der nach seinem Blut zwar deutsch ist, aber politisch einem anderen Staat angehört, wird sich auch durch das gemeinsame Deutschtum nicht abhalten lassen, auch die Pflicht gegenüber seinem Staate zu erfüllen.

Was wir hier pflegen wollen, und wogegen niemand in der Welt etwas einwenden kann, ist, daß wir deutsches Volkstum und deutsche Kultur als das gemeinsame Bindemittel pflegen und kräftigen wollen. Geht gestärkt mit einem neuen Deutschtumsgefühl, mit dem Gefühl, daß Ihr Euch trotz anderer politischer Zugehörigkeit doch als Deutsche fühlt, daß Ihr Euer Volkstum bewahren und es auch in einer fremden Umgebung nicht ablegen wollt. Das ist der Sinn dieses Lagers. Niemals hat es in Deutschland eine Regierung gegeben, die so grundsätzlich und so vorbehaltlos das deutsche Volkstum zum Mittelpunkt und zum Kernpunkt ihrer ganzen Politik gemacht hat, wie die Regierung Adolf Hitlers.

Wir fahren nach Deutschland.

Eine Gruppe deutsch-südamerikanischer Pfadfinder, die sich auf Einladung der Hitlerjugend auf dem Wege zum Welttreffen der HJ befindet, sendet vom Dampfer aus folgenden Bericht:

Wir fahren, fahren endlos mit der Bahn, Camp zieht vorüber, kleine Koloniedörfer bleiben hinter dem eilenden Zug zurück. In unserem geräumigen Wagen herrscht lustiges Leben. Rasch haben sich ein paar Musikanten mit ihren Instrumenten zusammengefunden, die Meute singt mit und so klingen aus unserem Wagen deutsche und brasilianische Weisen bunt durcheinander.

In St. Maria hat man von unserer Durchfahrt erfahren, einige Kameraden sind am Bahnhof und begrüßen uns; ihnen bringen wir dann bei der Abfahrt ein kleines Ständchen und ernten mit unserem Tropeiro und Passarinho verde besonders auch bei dem fremden Publikum auf dem Bahnsteig dankbaren Beifall; dann geht's wieder in die Wagen, ein letztes Lied und ein kräftiges Heil. Weiter rollt der Zug, nun dem Süden zu, also gerade entgegengesetzt der Richtung, die nach Deutschland führt.

In Livramento werden wir am Bahnhof abgeholt und in unser Quartier geführt. Dann sehen wir uns erst einmal die Stadt ein wenig an, laufen vor nach der Grenze und machen auch einen kleinen Abstecher über die Grenze nach Uruguay. Schöne Läden zeigen an, wie der Grenzverkehr gelagert ist. Tatsächlich gibt es in St. Anna so gut wie keine Stoffläden, in Rivera aber, wo man sich auch von der Brasilienseite schmuggelnderweise eindeckt, reiht sich ein Laden nach dem anderen.

Antreten zum Impfen.

Frühzeitig klopfts an die Türen: Heraus ihr faulen Tiere! Bald ist alles angetreten, in Marschkolonne gehts durch die schlafende Stadt. Etwas rauh und verschlafen klingen die Stimmen, als gesungen wird, aber Schwung ist doch im ganzen und klar hallen die Marschschritte übers runde Kopfpflaster. Mit einem Lastauto sind die Koffer und Rucksäcke schon unterwegs und die Fahrtleitung ist ebenfalls schon mit einem Auto abgebraust, um am Bahnhof alles vorzubereiten und vor allem mit dem Zoll schon mal zu verhandeln. An der Grenze ist der Posten am Abend vorher schon informiert worden, nun genügen ein paar freundliche Worte, um alles rascher in Gang zu bringen. Der Zollbeamte am Bahnhof will alle Namen aufschreiben; als ihm die ersten genannt werden und er die lange Liste vor sich sieht, da wird's ihm schwindlig vor den Augen und er winkt ab. Nicht so schnell ist der Arzt zu besänftigen. Alle haben sie Impfscheine, alle sind sie geimpft — es hilft aber alles nichts — in langer Reihe müssen wir antreten und werden in einem sehr eiligem und nicht gerade Vertrauen erweckenden Verfahren noch einmal geimpft.

Bald pfeift die Lokomotive, letztes Winken unserer Kameraden aus Livramento und die Fahrt ins fremde Land hinein beginnt. Manchen mag in dieser dunklen Morgenstunde das erste Mal das Gefühl befallen haben, das einem überkommt, wenn man seine Schritte über den gewohnten Lebenskreis hinaus in unbekannte Weiten lenkt. Aber rasch war die klamme Stimmung vorbei, die Fiedel heraus und gesungen, dann sieht gleich alles freundlicher aus. Da nahte schon wieder ein Unheil: Spielen und Singen im Wagen gestattet der Schaffner nicht; na, dann eben nicht, nun blieb nur noch Unterhaltung von Mann zu Mann oder die Reiselektüre, die — wir müssen es gestehen — zum großen Teil aus Tom Shark-Büchern bestand. Anfangs haben wir sie noch mit großem Interesse verschlungen, dann gingen nacheinander den einzelnen die Augen auf, was für ein ausgemachter Schund das ist. Gerade wohl geeignet auf solcher Fahrt, um sich schnell die Zeit zu vertreiben, aber beileibe nichts, wovon man auf die Dauer zehren könnte.

. . . und nachts im Zeichensaal.

Viel anders ist die uruguayische Landschaft nicht als die Camplandschaft Rio Grandes. **Geröllfelder, steinige Hügel sind häufiger, große Rinderherden sieht man wohl etwas** öfter, endlos ist der eintönige Camp. Allmählich ist unserer Wagen etwas leerer geworden, wir sind mehr unter uns, der neue Schaffner gestattet mit freundlichem Lächeln auch das Singen, nun vergeht die Zeit wieder rascher. Trotzdem sind wir doch recht müde. Gegessen wird von den Vorräten, die wir aus Porto Alegro mitbrachten. Viel hilft uns dabei die Schokalade, helfen uns die Laranjen freundlicher Spender; Brot, Wurst, Butter sind auch noch da und so sitzt unsere Kompaniemutter und schneidet und schmiert, daß alle satt werden, denn kaufen wollen wir in Uruguay möglichst wenig, wir sind ja doch mit dem Peso so schlecht dran. Kleine Münztauschgeschäfte haben sich im Wagen entwickelt, staunend betrachten die Jungens das fremde Geld, das nach so viel aussieht, weil es uns so viel kostet und das doch gerade so mit Ach und Krach reicht, um eine Schachtel Streichhölzer zu kaufen. ¾9 Uhr abends laufen wir in Montevideo ein. Am Zug ist merkwürdigerweise niemand, obwohl wir doch geschrieben hatten. Das kann ja gut werden! Schnell mal alles raus aus dem Zug, dann telephoniert. — Schon klärt sich die Lage, unser Zug ist zu zeitig angekommen. Bald rollt ein großer Bus an, der die Aufschrift „Hindenburgschüle" trägt und in den unsere Jungens hinein verfrachtet werden. Kameraden aus Montevideo empfangen uns. In der gastfreundlichen Schule sind wir gut untergebracht, haben ein kräftiges Abendessen hinter uns und schlafen im Zeichensaal müde und traumlos dem kommenden großen Tag der Abfahrt entgegen. Am anderen Morgen stellt sich zunächst einmal heraus, daß der Dampfer erst am anderen Tag früh fahren wird, wir haben also noch einen ganzen Tag Landaufenthalt und können uns die Hauptstadt Uruguays mal richtig ansehen.

Eine feine, saubere und großangelegte Stadt ist Montevideo, das merken wir schon bei einem morgendlichen Spaziergang nach dem Hafen. Unsere Jungens kommen aus dem Staunen nicht heraus. Sie staunten schon als sie Porto Alegre sahen, nun hängen sie mit den Blicken an den vorüberfahrenden Bonds, reißen die Augen an den Hochhäusern empor und im eigentlichen Hafengelände wissen sie erst recht nicht, wo sie zuerst hinschauen sollen. Was ist das, wie nennt sich das guckt mal, wozu ist das denn, wie machen es die Schiffe, daß sie hier herankommen? So tönt es durcheinander. Jetzt hat einer am Uferrand einen angeschwemmten Sägefisch entdeckt, alles stürzt hin und bestaunt das Untier.

Aber auch wir werden weidlich bestaunt, fallen wir doch in unserer Uniform entschieden auf. Vor allem dann, wenn wir mit einem Lied auf den Lippen marschieren. An großen Lagergebäuden vorbei gehts nach dem Kai, wo unser Dampfer die „La Coruna" liegt. In wuchtigem Gleichschritt marschieren wir an dem großen Schiff vorbei, das nun für Wochen unser Wohnhaus sein wird.

Wir lernen essen.

Mittag essen wir bereits an Bord; das Schiff, man kanns wohl sagen, wurde „mit frommem Schauer" betreten. Bald sitzen alle an den weißgedeckten Tischen und lassen sich die gute Kost schmecken. Tischälteste werden bestimmt, die auf Ruhe und Ordnung achten und die auch ein klein wenig darauf sehen sollen, daß dem ganzen Rahmen entsprechend anständig gegessen wird. Da sitzen Jungens, die haben solch Essen nie gesehen, geschweige denn gegessen; nun muß man ihnen erst mal sagen, was sie damit anfangen können, dann aber strahlen ihre Augen ob der seltenen Genüsse, die sie sich da einverleiben dürfen. Weißgekleidete Stewards laufen hin und her und bedienen sie, es ist vielen sicher wie im Märchenland. Daß sie so sorglich behütet und betan werden, das gabs doch zu Hause nicht. Wollen sie mehr, dann spritzen die Stewards schon und im Nu haben sie das Gewünschte schon auf dem Teller. Manchem schwillt die Brust, er kommt sich vor wie ein kleiner Generaldirektor.

Nach dem Essen gehts wieder an Land. Eine Rundfahrt durch Montevideo zeigt die Schönheiten dieser großen **Stadt, die, ähnlich wie Porto Alegre rings vom Wasser umgeben, sich in ein sanftes Hügelgelände einschmiegt. Bis**

Das große Gelöbnis

Wir schwören Krieg: der Zwietracht, die uns schadet!
Wir schwören Krieg: der Hoffart, die nur prahlt!
Wir schwören Krieg: der Eitelkeit, die blendet!
Wir schwören Krieg: dem Geiz, der grämlich zahlt!

In unseren Herzen wird der Feind geschlagen.
Wir schwören Krieg: der Feigheit, die sich duckt!
Wir schwören Krieg: der Trägheit und dem Zagen!
Wir schwören Krieg: dem Gift, das um sich spuckt!

Wir schwören Krieg: dem Eifer ohne Klarheit!
Wir schwören Krieg: der sanften Frömmelei!
Wir woll'n den starken Gott des Werks, der Wahrheit,
Wir woll'n den deutschen Menschen, reif und frei!

Und so geloben wir, im Dienst zu leben.
Und so geloben wir, in Zucht zu stehen.
Und so geloben wir, nach Wert zu streben.
Und so geloben wir, aufs Ziel zu sehen.

Wir wollen treu dem Treuen uns verbinden
Und woll'n dem Ehrenhaften Ehre sein.
Es soll der Starke in uns Starke finden,
Und alle woll'n wir uns dem Besten weihn!

Herybert Menzе.

hinaus an den Badestrand führt die Fahrt. Wenns nicht zu kalt zum Baden wäre, würden wir gleich einmal in die Fluten steigen. So eilen wir auf anderem Wege wieder der Stadt zu, um rechtzeitig zum großen Kaffeetrinken zu kommen, das unsere Kameraden aus Montevideo und Damen aus der deutschen Kolonie für uns veranstalten. Feierlich werden wir mit Spalier und Wimpeln empfangen und sitzen, bald fröhlich schmausend und muntere Weisen singend, um die Tische zwischen den Jungens und Mädels vom Deutsch-uruguayschen Pfadfinderkorps und dem Horst deutscher Pfadfinder. Ein kleines Festprogramm rollt ab, dann müssen wir wieder an Bord, um dort mit dem Abendessen zurecht zu kommen und unser Gepäck in den Kammern zu verstauen.

Eine Anregung für die Bäcker Brasiliens.

Vom ersten Augenblick unseres Bordaufenthalts ab haben wir das beruhigende Gefühl, bei der Schiffsleitung gut aufgehoben zu sein. Ein freundlicher Kapitän, der auch unsere Porto Alegre aus eigener Anschauung gut kennt und mit so mancher Familie Freund ist, deren Namen auch wir kennen, heißt uns willkommen.

In der ersten Nacht rumpelts und pumpelts an Bord mächtig, noch wird eifrig geladen, denn früh soll's los gehen. Morgens 7 Uhr klingelts durch die Gänge: Aufstehen! Bald sitzen wir wieder um die Tische, frische deutsche Wecken munden herrlich. Warum gibts solch schöne Brötchen eigenlich nicht in Porto Alegre? Dürfen wir die Anregung an unsere heimischen Bäcker geben, auch einmal so gut, knusprige Brötchen herzustellen, wie wir sie jetzt auf dem Schiff erhalten?

Etwa um acht Uhr früh tutet der Dampfer, langsam dreht das gewaltige Schiff zum Hafen hinaus; im Morgensonnenschein glänzen die hohen Bauten der Stadt, ein Wasserflugzeug senkt sich langsam aufs Wasser nieder, bald lassen die kleinen Schlepper ihre Trossen fallen, die „Deutschlandfahrt" beginnt, ein neues, den meisten ungewohntes Leben nimmt seinen Anfang. Was wohl in der Brust unserer Jungens aus der Kolonie vor sich gehen mag in diesem Augenblick? Man kann sichs nicht vorstellen. Es sind einige darunter, die sind nie Eisenbahn gefahren, nun kommen sie nach weiter Landreise aufs Schiff und erleben all das, was selbst weitgereisten Menschen immer wieder etwas Eigenartiges und Neues ist. Dichtgeschart stehen wir auf Deck und aus 28 Kehlen steigts empor in den Morgenhimmel:

Wir fahren in die Welt!

Wiedererobert.

Im Zelt wickelt sich Detlef aus seinem Schlafsack. Es ist dämmrig. Die Kameraden schlafen. Man hört nur ruhige Atemzüge. Draußen rauscht es in den Bäumen. Detlef sitzt halbaufgerichtet, denkt ein wenig nach. Aha, jetzt weiß er wieder was eigentlich los ist.

„Jochen, los raus!" und er schüttelt seinen Nachbarn. Bald ist alles munter. Sechs Mann winden sich aus ihren Decken . . .

Wulf, der Führer der Jungenschaft, schaut sich jeden einzelnen Jungen an. Hier muß noch ein Schulterriemen geradegezogen und da das Fahrtenmesser zurechtgerückt werden. Fred muß als Wache zurückbleiben. Dann ziehen die Jungen in einer langen Reihe davon. Junge hinter Junge, Wulf zuerst und Detlef am Ende. Durch den Hochwald geht es, und bald kommen sie an den See, der ruhig und glatt inmitten des Forstes liegt. Die Jungen halten, setzen sich nieder. Nur Wulf schleicht davon. Nun liegt er ganz vorn am Wasser. Ganz deutlich kann er von hier die Umrisse der Zelte erkennen, die da drüben am anderen Ufer errichtet sind.

Die Jungenschaft durchwatet den See. Wulf beobachtet den fremden Lagerplatz. Die Wache sitzt versunken am Feuer. Ob sie schläft? An der Feuerstelle glimmt es nur noch. Wenn sich kurz Wind aufmacht, am Seeufer entlang streicht, glimmt es ein wenig stärker und leuchtet weithin. Am Speer neben dem Feuer hängt der Wimpel. Sonst ist es still.

Ein kurzer Pfiff! Die Jungen stürzen mit einem Schlag aus dem Ufergestrüpp. Ehe der wachende Junge aufspringen kann, ist er von Wulf schon gepackt. Sie ringen. Es geht hin und her. Endlich unterliegt der Wächter. In wenigen Minuten liegt er gefesselt im Gras.

Inzwischen haben die anderen die Zeltheringe erfaßt und reißen sie mit einem Ruck aus dem lockeren Boden. Das Zelt wankt hin und her, bis es in sich zusammenstürzt und die schlafenden Bewohner begräbt. Um sie ist ein Gewirr von Zeltbahnen, Zeltstöcken. Sie können gar nicht hoch — und nun fassen sie es — Überfall!

Detlef hat inzwischen den Speer mit dem Wimpel gefaßt, zieht ihn aus der Erde und stürzt davon. Wulf hat sich kurz umgeblickt und atmet nun auf. Daß er nur weg ist. Dann pfeift er kurz. Die Jungen verschwinden. Wulf als letzter. Die Überfallenen haben sich aus ihren Zelten gewunden. Halbangezogen stehen sie da. Bis es einer faßt und ebenfalls untertaucht im Gebüsch. Einige der Jungen folgen. Äste schlagen an ihre Knie, in ihr Gesicht. Aber sie müssen feststellen, daß der Vorsprung der anderen zu groß ist. Sie geben den Wettlauf auf, kehren mißmutig ins Lager zurück.

Drüben aber auf der Lichtung, die vom letzten Mondlicht überflutet ist, sitzt der Detlef ganz allein, hatte seinen Wimpel vor sich, fährt langsam mit der Hand darüber hin. Daß er ihn nur wieder hat.

Drüben irgendwo im Walde knackt es. Dann taucht ein Junge auf. Die anderen kommen. Einer nach dem andern. Als sie den Detlef dort sitzen sehen, geht ein Lachen über ihre Gesichter. „Du hast ihn wieder!" bringt nur einer hervor.

Und nun drückt ihm Wulf die Hand: „Detlef, du bist wieder unser Fahnenträger." **Th. H. K.**

Die Trommel.

Endlos die harte, staubige Straße. Die Sonne glüht heiß. Ringsum die Länder sind trostlos verödet. Krieg ist Vernichtung. Müde der Gang der Haufen. Und die Trommel dröhnt dumpf und schwer. Freudlos.

Endlos der Weg und staubweiß. Die Fahne hängt schlaff hernieder. Marschieren. Über die Kolonnen der Trommelschlag. Nur weiter, denn hinten lauert Tod und Pest.

Wenn dann plötzlich Reiter aus dem nahen Walde hervorbrechen und die stahlschweren Rüstungen in der Sonne blitzen, erwacht die Trommel. „Sturm", ruft sie, „Sturm" und weckt die Tränmer, treibt sie nach vor, „Sturm" die Fahne flattert hoch. Die Spieße gefällt.

Die Trommel ruft den Haufen zum Sammeln. Weiter der Marsch durch Heide und Bergland, Straße und Staub. Die Trommel zieht mit.

Doch am Abend ist irgendwo ein Lager. Da wird gelacht und gesungen. Im Kreis steht die Trommel. Auf dem Fell rollen Würfel, bringen Verlust und Gewinn. Kartenblätter fliegen. Manches Lachen erstarrt.

In langen Reihen liegen die Schläfer. An seine Trommel gelehnt der Junge. Auf seinem herben Gesicht ist ein feines Lachen, das nicht in die Gegenwart paßt. Träumt er? Ist da nicht ein feines Singen in der Trommel? Ganz leise zuerst? Jetzt wird es lauter, drängender. Hört ihr denn nicht? Ihr Schläfer wacht auf! Sturm! Niemand hört die warnende Stimme.

Da schleicht es heran, leise und drohend. Blitze von Stahl. Näher und näher. Die Wache? Sie schläft. Und plötzlich bricht es los, urgewaltig, vernichtend. Die Schläfer reißt es empor, zum Tod. Und alles ist wieder still. Der Knabe lacht noch immer.

Am Morgen sieht man, daß die Trommel zerstört ist. Fußtritte. Nie mehr wird sie erklingen. Sie zieht nun mit in ein neues, fernes Reich.

Der Hütejunge.

Irgendwo zwischen kahlen Häuserfronten hatte seine Wiege gestanden. Irgendwo in der Großstadt war er aufgewachsen, und all die Öde und Leere dieser steinernen Häusermassen lag in seinen Augen. Er war für seine Jahre weit zurückgeblieben, klein und schmächtig. Und der Bauer hatte ihn nur genommen, weil er Mitleid mit dem kleinen Kerl hatte, der sich noch nie in seinem Leben satt gegessen hatte.

Nun, er war ein kleiner kregler Junge und hatte sich bald an das neue Leben gewöhnt. Den ganzen Sommer lang hütete er die Kühe, und brauchte weiter nichts zu tun, als aufzupassen, daß er sie alle 16 zusammenhielt. Wenn die Sonne über die Tannen gekrochen kam, dann trieb Heinken schon bei Tau und Tag mit seinen Kühen den Kuhweg entlang dem Bruche zu. Eine trabte in gleichmäßigem Trab hinter der anderen her.

Immer denselben Weg, immer dieselbe Reihenfolge. Vorn die Milchkühe, die Fahle, die Bunte, die Schwatte und all' die anderen bis dann die Jungtiere kamen. Ganz am Schluß ging Heinken mit bloßen Füßen, einer Hose, die noch eine gute Handbreit über die Knie nach unten reichte und einer Jacke, deren Grundfarbe nicht mehr festzustellen war. Auf dem Kopfe trug er bei Sonnenschein und Regen einen Strohhut und in der Hand einen Eichenstock, von dem er schön sauber die Rinde abgeschält hatte.

So konnte man Heinken den ganzen Sommer lang seine Kühe treiben sehen. Der Bauer war mit ihm zufrieden und Heinken war es mit sich selbst und seiner Arbeit auch. Auf die Kühe paßte er gut auf. Es kam selten vor, daß sie mal in eine fremde Wiese einbrachen. Und geschah es doch, dann gewöhnte er es ihnen mit seinem Eichenstock sehr bald ab. So blieben sie denn da, wo sie hingehörten, und Heinken hatte auch weiter keine Last mit ihnen.

Er lag meistens lang ausgestreckt im Gras, träumte in den blauen Himmel und sah den leise dahinziehenden Wolken nach, oder aber er verfolgte mit seinen Augen die über ihm dahinziehenden Vögel. Einmal fing er auch für eine Zeitlang mit einem Glase Bienen, wenn sie auf den Blumen saßen, setzte sie in einen schon halb vermoderten Bienenkorb, in den er ein Stück von einer Wabe hineingelegt hatte und glaubte, daß er noch mit der Zeit Honig ernten könne. Oder aber er ging in Nachbarwiesen, in denen Kühe von anderen Bauern weideten und bei denen sich kein Kühehüter befand. Hier stellt er sich hinter den Graben und preßte die Luft durch die Lippen, daß es klang, als wenn die Stechfliegen herankämen.

Der Erfolg ließ nicht lange auf sich warten. Die Kühe gingen durch wie scheue Pferde, sie brachen aus und rannten los, wild durcheinander, die Bullen voran, durch Buschwerk und Gesträuch, um so die Fliegen abzuwehren. Laut brüllend standen sie dann bald vor ihrer Stalltür, und mancher Bauer schüttelte in diesem Sommer den Kopf über seine Kühe, die rein verrückt zu sein schienen. Und wenn es mehrmals vorkam, dann schickte er wohl in der Folgezeit einen Kuhhüter mit, während er sonst die Tiere nur zur Wiese brachte und wieder abholte.

Heinken aber freute sich und wußte „nie was von". Seine Kühe gingen immer ruhig. „Bei den anderen müsse das wohl am Futter liegen", meinte er.

Als der Sommer zu Ende gegangen war, hatte sich Heinken gut herausgemacht. Ein stiller, ruhiger Spätherbst war gekommen und spannte seine letzten sonnendurchwärmten Tage über das Land. Heute war auch so ein Tag. Weit und klar stand er über der Erde. Oben am „Tischelwerk" hütete Heinken seine Kühe. Er selbst saß auf der kleinen Anhöhe am Rande der Wiese unter der verkrüppelten, sturmgezausten Buche. Hier war sein Lieblingsplatz. Hier konnte man das umliegende Land überschauen. Vorne die Wiese mit den grasenden Kühen, dahinter der Esch und ganz in der Ferne der dunkle Kiefernwald, in dem er so oft Eichhörnchen gejagt und Krähennester ausgenommen hatte. Nicht mehr lange würde es dauern, dann würde Winter sein, nicht mehr ferne konnte die Zeit liegen, da er zum letzten Male seine Kühe austreiben würde. Wie schnell war doch der Sommer vorübergeflogen, dieser lichte Sommer voller heller Tage. Ihm gegenüber verblaßte die ganze übrige Zeit seines Lebens. Und nun sollte er wieder zurück, dahin, woher er gekommen war?

Heinken legte sich lang hintenüber ins welkende Gras. Lange lag er so — lange. Leise strich der Wind durch die Halme. Müde schwang vom Dorfe her der Klang der Glocken herüber. Sie läuteten den Sonntag ein. In der Ferne lachte ein Eichelhäher. Scharf warf der Wald das Echo zurück.

Da stand Heinken auf und trieb seine Kühe heimwärts. Nie würde er wieder in die große Stadt zurückkehren, nein! Hier auf dem Lande hatte er seine Heimat gefunden.

Und als der Winter ins Land kam, da war er sich schon mit dem Bauern über das nächste Jahr einig geworden. Aber nicht mehr als kleiner Hütejunge, sondern als Jungknecht.

Willi Hagerott.

Wochenendschulung in Falkenhorst.

In Falkenhorst, Kr. Schwetz, führten wir eine Wochenendschulung durch. Frau M o d r o w hatte uns das Jugendheim zur Verfügung gestellt und sorgte auch in hochherziger Weise für unser leibliches Wohl. Es hatten sich etwa 20 Teilnehmer aus den Ortsgruppen Falkenhorst, Simkau, Neuenburg, Rohlau, Osche und Laskowitz eingefunden. Dr. K o h n e r t, der zur Sonnenwende hierher gekommen war, sprach zur Einführung über die Arbeit der DV. und den Sinn und Zweck dieser Schulung. Uns allen, die wir Dr. Kohnert zum ersten Male sahen und hörten, schlugen die Herzen höher bei seinen begeisterten Worten und wir alle schwuren insgeheim ihm und der DV. unwandelbare Treue. Am späten Abend fand dann die Sonnenwendfeier statt, die uns allen als ein großes Erlebnis in Erinnerung bleiben wird.

Die erste Nacht auf Stroh war recht hart, aber ein kleiner Dauerlauf und ein paar gymnastische Übungen brachten unsere steifen Glieder bald wieder in Schwung. Nach einem kräftigen Frühstück hieß es: Antreten! und wir marschierten mit unseren Wimpeln zu dem Fahnenmast vor dem Schloß, wo nach einem Fahnenspruch die Wimpel entrollt und die Fahne mit der Tatrune gehißt wurde. Hier hielt uns Kamerad H u w e eine schlichte Morgenfeier. Danach, im Heim, sprach Dr. S t a m m l e r über Rassenpflege und Vererbung. Nach dem Mittagessen übten zwei Kameradinnen aus Bromberg mit uns Volkstänze. Sodann sprach Vg. M o d r o w über Nationalsozialismus, anschließend Kamerad Z i p s e r über die Kriegsschuldlüge. Am Sonntag wieder Frühsport, Frühstück, Aufmarsch und Morgenfeier. Dr. H e m p e l hielt dann einen Vortrag über Ostkolonisation. Danach sprach Kamerad W i l h a r m über Kameradschaftsgeist. Dabei wurde uns so richtig klar, wieviel wir noch an uns selbst zu arbeiten haben. Aber alles wird uns gelingen, wenn wir guten Willens sind. Als eine der Hauptaufgaben sollte es gelten, diesen Geist bei allen Kameraden und Kameradinnen draußen zu stärken und zu vertiefen. Am Nachmittag sprach noch Dr. Hempel über das Laienspiel und übte mit uns einige neue Lieder und Kanons.

Beim dritten Mal waren, da es regnete, die meisten erst Sonntag früh erschienen. Nach dem üblichen Morgenprogramm erzählte Kamerad Z i p s e r von Danzig. Kamerad H i r s c h f e l d, der inzwischen eingetroffen war, sprach über Deutsche Vorgeschichte. Am Nachmittag übten wir die bei den ersten Malen gelernten Lieder und Volkstänze durch, sollten wir doch am nächsten Sonnabend einen Kameradschaftsabend teilweise ausgestalten, um damit gewissermaßen Zeugnis abzulegen von unserem neuerworbenen Können.

Der letzte Sonnabend kam heran. Nach einer Radfahrt von 25 Kilometern, die Mehrzahl hatte es noch weiter, bis 60 Kilometer, langten wir recht vergnügt in Bukowitz an. Und wir ernteten mit unseren Darbietungen reichen Beifall. Wir freuten uns natürlich sehr, daß es so gut geklappt hatte, Kamerad Huwe hatte ja auch genug Mühe aufwenden müssen. Um 1/2 11 Uhr war Schluß und wir fuhren gen Falkenhorst, das etwa 12 Kilometer entfernt ist. Der Berg Schnitten, der unser hier harrte, dank Fürsorge von Frau Modrow, die unseren gesunden Appetit schon kannte, war im Nu verschwunden. Nach einem erfrischenden Schlaf traten wir am Sonntag morgen mit unseren Fahnen zum letzten Mal an. Dr. H o f f m a n n vom VDA Danzig und Dr. B a s e w i t z, Tiegenhof, hielten uns im Anschluß einen Vortrag über das Deutschtum in aller Welt und über den VDA-Gedanken. Am Nachmittag las uns Kamerad Huwe Briefe von jungen Kameraden aus Deutschland vor, die er anläßlich der VDA-Tagung in Königsberg kennen gelernt hatte.

Nun setzten wir uns zum letzten Male in Falkenhorst zu Tisch zu Kuchen und Kaffee. Wir alle sind Frau Modrow zu großem Dank verpflichtet, haben wir doch viel Unruhe ins Haus gebracht. Ich glaube, es ist bester Dank, indem wir treu zur Deutschen Vereinigung stehen und stets unser Bestes hergeben für unser Volkstum.

Nach dem Kaffee fuhren wir dann gemeinsam los und zwar nach Dritschmin, wo eine Mitgliederversammlung stattfand. Auch hier erfreuten wir durch unsere Lieder und Volkstänze. Mit dem Gesang des Feuerspruchs fand auch dieser Abend seinen Abschluß.

Ich wünsche, daß diese eindrucksvollen Tage uns allen den Glauben an unsere Sache, deren Ziel es ist, alles was deutsch ist zu vereinen, gestärkt haben.

Irma B.

Der erste Ausflug unserer Spielschar.

Wir fuhren in zwei Gruppen. Um 7 Uhr verließen die Radfahrer die Stadt, und kurz darauf schoben unsere Kameraden und Kameradinnen mit der Bahn los. Eine Stunde später trafen wir uns in Argenau (Gniewkowo) wieder. Nun gings los in den Wald. Hinter der Stadt wurden die Gitarren ausgepackt und unter fröhlichem Singen wanderten wir in den Morgen. Trotz des bewölkten Himmels war unsere Laune prächtig. Am Ziel unserer Wanderung angelangt, wurde zuerst einmal tüchtig gefuttert, dann wechselten Spiel und Lied in bunter Reihe. Gegen 10 Uhr traf die Thorner Jugend ein, die uns ein dreifaches Zicke-Zacke Heil, Heil, Heil zum Gruß entgegen rief, mit ihr zogen wir dann hinunter auf die Wiese. Hier wurde gesungen und gespielt, hier gabs Scherze und kleine Neckereien, so daß die Zeit wie im Fluge verging.

Nachmittag kam die Jugend aus Argenau und Eigenheim dazu. Jetzt war unsere Zahl ganz stattlich geworden. Unter der Leitung des Argenauer und Eigenheimer Gefolgschaftsführers wurden neue Volkstänze geübt und alte wiederholt. Noch einige Lieder und die Zeit des Aufbruches war gekommen. Wir nahmen Abschied vom Wald und zogen singend der Stadt entgegen. Kurz vor ihren Toren mußten wir uns trennen, eine Gruppe nach der anderen verließ uns.

In Argenau wurde noch schnell eine Aufnahme gemacht, dann bestiegen wir unsere Räder und fuhren los. Die Kameradinnen, die mit der Bahn zurück wollten, mußten noch ein Weilchen auf den Zug warten, doch um 8 Uhr waren wir alle wieder zu Hause.

Trotz aller Heiterkeit verfolgten wir doch ein ernstes Ziel. Frohes Lied, Spiel und Volkstanz sollten uns einander näherbringen und das Bewußtsein in uns stärken:

Wir alle sind Deutsche, wir gehören zusammen ganz gleich, ob arm oder reich, ob vom Lande oder aus der Stadt.

Schriftleitung: Herbert P e c h, verantwortlich: Ernst H e m p e l, beide in Bromberg.